

Paris sehen und dann die Disziplin wechseln?

Die Ruderin Jeannine Gmelin wird sesshafter nach ihrem Nomadentum – und in zwei Jahren vielleicht Bahnradfahrerin



Jeannine Gmelin könnte ihren Fokus bald vom Wasser abwenden (im Bild der Rotsee).

CHRISTOPH RUCKSTUHL / NZZ

PHILIPP BÄRTSCH

Es war der Abend nach dem Final an den Olympischen Spielen in Tokio, Jeannine Gmelin und ihr Trainer Robin Dowell sassen in der Speisehalle im olympischen Dorf. Eine aufreibende Kampagne war zu Ende gegangen an diesem 30. Juli 2021, mit Rang fünf, 1,2 Sekunden hinter der Drittklassierten.

So ein Abend kann schwierig sein für eine Athletin. So lang hat sich so viel um den grössten Wettkampf gedreht, und auf einmal ist es vorbei, eine Spitzenleistung und ein Spitzenresultat, aber keine Medaille. Und jetzt?

Bis zu diesem Abend hatte Gmelin nicht sagen können, ob die Karriere nach den Spielen weitergehen oder enden soll. «Nicht zu wissen, was ich will, belastete und stresste mich», sagt Gmelin. Als sie 2016 erstmals an Olympischen Spielen teilnahm, wusste sie längst, dass sie eine weitere Kampagne anhängen würde.

Jetzt, in dieser Speisehalle, spürte Gmelin auf einmal eine Klarheit: Wei-

termachen! «Robin und ich mussten beide sagen, dass es schade wäre, hier aufzuhören, nach all den Erfahrungen, die wir gemacht hatten», erzählt Gmelin. «Es fühlte sich weder für ihn noch für mich wie das Ende eines Weges an.»

Durch die Hölle gegangen

Jeannine Gmelin hatte sich Anfang 2019 vom Schweizerischen Ruderverband (SRV) losgesagt, weil Robin Dowell als Nationaltrainer entlassen worden war. Seither unterhält sie ein Privatteam, mit ihm als Privattrainer. Der Zwist und der Bruch mit dem SRV, der Alleingang mit dem immensen organisatorischen und finanziellen Aufwand bedeuteten einen Kraftakt, auch psychisch. Gmelin nennt es «die Hölle, durch die ich gegangen bin».

Doch die Zeit in Japan versöhnte sie mit den Mühen. Das zehntägige Training im Bäderort Kinosaki, die Spiele selber, «in Tokio ruderte ich erstmals seit dem Knall wirklich befreit, da ging der Knopf auf». Dass sich das Einvernehmen und

die Zusammenarbeit mit dem Verband laufend und bis zur Reibungslosigkeit verbessert hatten, trug dazu bei.

Und doch brauchte Gmelin Zeit und Abstand, ehe sie sich definitiv entscheidet und in die nächste Vorbereitungsphase stürzen konnte. Seit sie sich im Jahr 2011 die Olympiateilnahme 2016 in Rio de Janeiro zum Ziel gesetzt hatte, gönnte sich Gmelin keine längere Auszeit mehr. Nun verordnete sie sich eine dreimonatige Trainingspause.

Gmelin war es wichtig, die Rahmenbedingungen zu verbessern. Seit der Gründung des Privatteams trainierte sie nicht mehr mit den Verbandsbooten auf dem Sarnersee, sondern sehr oft im Ausland, in Portugal, Slowenien, Italien, Australien. «Doch die Reiserei ist ineffizient, verlorene Zeit», sagt Gmelin, «weil ich dann weder trainiere noch regeneriere.»

Jetzt rudert die Zürcherin wieder auf dem Sarnersee, in der Wahlheimat Obwalden. Und wenn sich Gmelin in ein Trainingslager zurückzieht, um der täglichen Arbeit noch fokussierter nachzugehen, dann reist sie statt mal hierhin,

mal dahin nach Portugal, wo die Bedingungen am besten sind.

Der Krafraum als Basislager

Mehr Sesshaftigkeit, weniger Nomadendasein. Dazu passt das neue Basislager. Gmelin hat im Obergeschoss einer Autogarage in Kägiswil Räumlichkeiten gemietet und einen privaten Krafraum eingerichtet. Das Mobiliar suchte sie auf Facebook Marketplace zusammen, das kostete Zeit, sparte dafür Geld. So eine Trainingsstätte hatte sie sich seit der Trennung vom Verband gewünscht.

Im SRV hat seit Dezember wieder der Cheftrainer Ian Wright das Sagen, der dem Schweizer Leichtgewichts-Vierer zum Olympiasieg in Rio de Janeiro verhalf und danach nach Australien wechselte. Wright ist eine Autoritätsperson, er steht für die im Rudersport weiterhin sehr verbreitete Mentalität der klaren Hierarchie: oben der Trainer,

«Alles, was ich mache, ist auf das Datum des Olympiefinals in Paris ausgerichtet.»

der sagt, was zu tun ist; unten die Athleten, die ausführen.

Gmelin kennt das, ihr Aufstieg in den Kreis der weltbesten Skifferinnen war von dieser Herangehensweise geprägt. Doch längst wäre das nichts mehr für sie, die mit ihren 32 Jahren mittlerweile sehr routiniert ist. Mit Dowell pflegt sie eine andere Zusammenbaukultur, «auf Augenhöhe», sagt Gmelin. Auf dem Papier ist sie sogar die Chefin, die ihren Coach beschäftigt und bezahlt.

Als sich Gmelin nach Weihnachten wieder ins Boot setzte, fiel ihr der Einstieg nicht leicht. «Ich brauchte länger, als ich gedacht hatte, um hineinzufinden, körperlich und mental.» Erst im April bewältigte sie wieder den gewohnten Trainingsumfang. Sie erwog, in dieser Saison gar keine Rennen zu fahren. Ian Wright fragte sie, ob sie zur Abwechslung einmal in einem Teamboot rudern wolle, und Gmelin überlegte sich auch das, «es wäre eine Horizonterweiterung gewesen, ausserhalb meiner Komfortzone».

Doch weil schon im nächsten Jahr die Qualifikation für die Olympischen

Spiele 2024 in Paris ansteht, ist die Zeit für Experimente knapp. Gmelin entschied sich für einen Mittelweg: Sie rudert zwar Regatten, weiterhin als Skifferin, versteift sich aber nicht allzu sehr auf Resultate. Der späte Einstieg in die Saisonvorbereitung hatte zur Folge, dass Gmelin in einem verbandsinternen Testrennen deutlich bezwungen wurde, von Pascale Walker aus dem Doppelvierer-Projekt. Gmelin sagt, das habe sie nicht überrascht, «ich hatte sogar damit gerechnet, dass auch noch andere schneller sind als ich».

Eine Olympiamedaille fehlt noch

Im Weltcup reihte sich Gmelin wieder an der Spitze ein, in Poznan wurde sie Zweite, in Luzern Dritte. Die Europameisterschaften im August in München endeten für sie dann jäh – am Tag vor den Halbfinals wurde sie positiv auf das Coronavirus getestet. Wie sehr sie daran zu kauen hatte, führte ihr vor Augen, mit wie viel Leidenschaft sie ihren Sport immer noch ausübt.

Nun stehen wieder Halbfinals an, am Freitag an den Weltmeisterschaften in Racice, Tschechien. Gmelin, die Weltmeisterin von 2017 und WM-Zweite von 2018, hat die Qualifikation für einen A-Final der besten sechs seit sechs Jahren nie mehr verpasst. Die Serie soll jetzt natürlich nicht reissen, obschon Gmelin dieses Jahr als Übergangssaison bezeichnet. «Alles, was ich mache, ist auf den 3. August 2024 ausgerichtet», sagt sie. Es ist das Datum des Olympiefinals in Paris.

Gmelin trägt den Glauben an einen Podestplatz auf der grössten Bühne weiterhin in sich. Eine Olympiamedaille ist das, was ihr noch fehlt, das, was sie noch reizt. Aber dieses Ziel allein wäre ihr nicht Motivation genug, ihr Antrieb ist primär, den reichen Erfahrungsschatz so einzusetzen, dass sie ihr Leistungspotenzial ausreizen kann.

Es dauert nicht einmal mehr ganz zwei Jahre bis Paris 2024, und Gmelin wäre nicht Gmelin, wenn sie sich nicht schon Gedanken darüber hinaus machen würde. Sie kann sich vorstellen, auch danach Profiathletin zu bleiben – und das Betätigungsfeld zu wechseln. Ein Umstieg zum Bahnradsport geistert in ihrem Kopf herum, sie dachte schon während der Wirren mit dem Verband darüber nach. Gmelin hatte die Sportart in der Spitzensport-RS ausprobiert und Gefallen daran gefunden. Noch aber fährt sie im Boot geradeaus statt auf dem Velo im Kreis.

Bayern München wird zum Problem für das Nationalteam

Vor den Spielen in der Nations League wird abermals deutlich, wie stark der Einfluss des Rekordchampions auf die DFB-Mannschaft ist

STEFAN OSTERHAUS, BERLIN

Die Nations League der Uefa ist ein recht spezieller Wettbewerb. Über ihren sportlichen Wert ist in den letzten Jahren viel debattiert worden, mal wurde sie als lästig, mal als durchaus wertvoll angesehen. In jedem Fall aber sorgt die Nations League dafür, dass aus europäischen Fussball-Klassikern plötzlich gewöhnliche Begegnungen werden.

Nie zuvor ist die deutsche Nationalmannschaft etwa auf ihren alten Rivalen, die Niederlande, getroffen als in den letzten zwei Jahren. Auch haben sich die Wege mit Frankreich nie öfter gekreuzt als jetzt. Ähnlich inflationär sind die Duelle mit England. Am Montag trifft die deutsche Nationalmannschaft in London auf das Team des Trainers Gareth Southgate.

Die Bedeutung liegt anderswo

Wie wenig brisant die Begegnung erscheint, lässt sich allein schon daran ablesen, dass das übliche Gerede von einer Revanche unterbleibt. Denn immerhin sorgten die Engländer für einen Moment, der im Geschichtsbuch des

deutschen Fussballs eine besondere Note hat: Ihr 2:0-Sieg im Viertelfinal an der Europameisterschaft im vergangenen Jahr war das letzte Spiel des Trainers Joachim Löw – nach immerhin 15 Jahren im Amt.

Nunmehr tönt es so, als sei der Begegnung in England die Bedeutung eines Testspiels beizumessen, zumindest von deutscher Seite. Dort beherrscht vor den beiden Begegnungen in der Nations League vor allem ein Thema die Diskussionen. Dabei geht es viel weniger um die Frage, mit welcher Startformation der Bundestrainer Hansi Flick am Freitag in Leipzig gegen Ungarn auflaufen wird. Vielmehr geht es um die Verfassung des deutschen Serienmeisters, des FC Bayern München, der seit nunmehr vier Bundesligaspielen nicht mehr gewonnen hat.

Ignorieren kann Flick dies nicht. Mehr denn je gilt: Eine Krise der Münchner kann angesichts der hohen Konzentration von Bayern-Kräften sehr schnell zu einer des Nationalteams werden. Kein anderer deutscher Nationaltrainer hat dies je besser einschätzen können als Hansi Flick. Er vollzog den Wechsel von den Bayern zum Deutschen Fussball-Bund (DFB) nach anderthalb äus-



Hansi Flick
Deutscher
Bundestrainer

serst erfolgreichen Jahren in München. Er kennt das Personal und seine Eigenheiten nicht nur aus sporadischen Treffen, sondern aus dem Trainingsalltag.

So ist sich Hansi Flick des Problems durchaus bewusst: Wenn die Bayern kriseln, ist die Gefahr gross, dass die Misere auch das Nationalteam erfassen wird. Es ist der Kern, den die Bayern stellen, nirgendwo sonst drückt sich seit mehr als einem Jahrzehnt die bayrische Dominanz im deutschen Fussball deutlicher aus. Serge Gnabry, Thomas Müller, Jamal Musiala, Leroy Sané, Joshua Kimmich, Leon Goretzka und der Torhüter Manuel Neuer – das sind tragende Kräfte, sowohl im Klub als auch im Nationalteam.

Vor allem Kimmich sieht sich in der Rolle eines Leaders. So trat er auch an der letzten Medienkonferenz der Natio-

nalmannschaft auf. Kimmich sprach von ärgerlichen Ergebnissen der Bayern. Er redete davon, dass sich niemand mehr darüber aufrege als die Spieler selber, wenn Chancen vergeben, Punkte regelrecht verschenkt würden.

Dies allerdings ist eine freundliche Lesart der Münchner Ereignisse. Gemessen an bayrischen Standards sind es keine leichten Krisensymptome, die sich beim Rekordchampion zeigen. Kimmich indes war bemüht, die Angelegenheit bloss von der Seite der Resultate her zu betrachten: «Am Ende des Tages geht es um die Ergebnisse. Das haben wir jetzt auch beim FC Bayern erlebt. Die geben einem dann auch Selbstvertrauen, Selbstsicherheit und ein gewisses Selbstverständnis.»

Zwei an Covid erkrankt

Dieses Selbstverständnis, wonach alles andere als die Führungsrolle eine masslose Enttäuschung ist, prägt das Handeln der Bayern in Augenblicken, in denen es nicht läuft. Und bei einer Gruppe, die ein Drittel des gesamten Nationalkaders ausmacht, noch dazu eine tragende Rolle spielt, ist die Gefahr umso grösser, dass die Probleme im Klub mit ins

Nationalteam genommen werden. Zwar mögen sich ältere Semester noch daran erinnern, dass gerade unter Joachim Löw manche Profis regelrecht aufblühten, nachdem sie zuvor in ihren Klubs nicht zurechtgekommen waren. Aber das betraf meist bloss einzelne Kandidaten wie die Stürmer Miroslav Klose und Lukas Podolski.

Zumal in den kommenden Tagen nicht einmal alle Bayern die Gelegenheit haben werden, die Zeit im Nationalteam als eine Auszeit vom frustrierenden Alltag im Klub zu begreifen: Leon Goretzka und Manuel Neuer wurden, zwar symptomfrei, positiv auf das Coronavirus getestet. Der Ausfall des Torhüters Neuer bietet seinem Stellvertreter Marc-André ter Stegen die Gelegenheit, zum Zuge zu kommen.

Grosse Aufmerksamkeit erregt dies nicht mehr, anders als noch vor zwei, drei Jahren. Als ein Rivale, der Neuer in der Spätphase seiner Karriere bedrängen könnte, wird ter Stegen nicht mehr angesehen. Das hat sicher auch damit zu tun, dass ter Stegen in Spielen mit dem FC Barcelona gegen die Bayern selten eine glückliche Figur abgab – während Neuer auf der Gegenseite brillierte.